IV. Jahr Heft 1

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Sommerlust / Fritz Lampl: Alpensteig / R. Zellermayer: Das Jugendbildnis / Georg Trakl: Sebastian im Traum / Theodor Däubler: Eigenwilliger Spaziergang / S. Friedländer: Henri Bergsons Metaphysik / Hugo Wolf: Heilige Nacht / Willy Haas: Nachwort / Carl Dallago: Kleine Sämereien / Adolf Loos: Regeln für den, der in den Bergen baut / Ulrik Brendel: Max Brod (II)

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint halbmonatlich mit Ausnahme der Monate August und September

Bezugspreis: jährlich (20 Hefte) K 8.— (Mk. 7.—), je 5 Hefte K 2.— (Mk. 1.75), das einzelne Heft 50 hl. (45 Pfg.). Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 1085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Der I. Jahrgang des „Brenner“

(Juni 1910 bis Juni 1911)

wird, mit Ausnahme der vergriffenen Nummer 2, zum Preis von 4 Kronen bei freier Postversendung abgegeben. Bestellungen sind zu richten an den

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

„Observer“

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4

Telephon Nr. 1801

liest über 3000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Der Brenner

IV. Jahr Innsbruck / 1. Oktober 1913 Heft 1

Carl Dallago / Der große Unwissende

Eine Lebensführung

VII. Sommerluft

Es ist vier Uhr früh und schon Tag. Die frühe Helle hat mich aufgeweckt. Ich bin bedürftig, mich aufzutun, ich suche Anschluß. Und da ich kein Weib habe, gehe ich zur Landschaft.

O diese zarte Kühle des Vorsommermorgens! Der Frühwind weht seinen Hauch um die aufragenden Formen der Berge. Und da und dort tritt schon ein Gipfel oder ein Grat in den blassen Glanz eines noch fern weilenden Lichtes. Und diese noch träumende Stille, in der das Leben der Bäume laut wird, schon zum Aufstehen gerüstet! Rings das Gewoge der Baumkronen, das Rauschen und Zittern der jungen Blätterfülle. Und diese ganze vorsommerlich prangende Landschaft, morgendlich ausgeruht und erfrischt, mit dem warmen Atem ihrer reifenden Gründe, daliegend in wundervoller Willigkeit und sich entgegendehnend dem unendlichen Raum über sich, durch den die Sonne immer wieder ihren Weg nimmt.

Eine steinige Wiese, rings von Stauden umfriedet. Ein größerer Steinblock trägt mich. Weiter draußen Felsberge, halb in Dunst gebettet. Ich sitze in mich gekehrt da, durchwallt von der heißen Begehrlichkeit meines Blutes. Ich sehe, wie der breite Strom der Sonne die hohen Berghänge herunterfließt. In die schon laue Morgenluft nun mehr und

mehr die Sonne dringt. Es entfacht noch stärker meine Bedrängnis, und ich fühle an mir das alte Bibelwort: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. Aber kein Schöpfer ist da, der mir eine Gefährtin beistellt. Und die Landschaft nährt wohl, stillt aber zunächst zu wenig den Liebesdrang meines Menschentums. Dieser Liebesdrang, der hinaus und angebracht sein will, zwingt mich wiederum zu sagen, was in mir ist; er heißt mich werben. Und so werbend denke ich:

Es mag doch irgendwo ein Weib geben, das mir angehören will, dem ich angehören kann, ein Weib, ohne alle Störrigkeit, die das Herz blind macht, ein Mädchen, reif zu sich selber, schön in seiner Reife und wählerisch in seiner Annäherung an den Mann; das auch Gefallen fände an nur eines Mannes Liebe und dies erwiese durch uferlose Willigkeit, die es dem Erwählten darbringt. Ich vergegenwärtige mir, daß es so etwas gäbe. Und ich stelle mich diesem Geschaffenen gegenüber und versuche meine Beschaffenheiten darzutun, indem ich mir nachgehe und mich überall aufspüre.

Ich bin nicht mehr jung an Jahren und mein Haupthaar ist schon spärlich geworden, aber mein Gefühl ist voll junger Triebe und mein Geschlecht noch ungeschwächt. Oft ist mir sogar, als wäre ich empfänglicher für Liebe als ehedem. Das mag daher kommen, daß ich mich mehr aufgetan, mehr Tiefe in mir erschlossen habe, sodaß nun die Oberfläche der Sinne unbehüteter daliegt. Man hat es ja auch weniger nötig, sich nach außen hin zu behüten, je mehr man im Grunde verankert ist. So können einem manche Mädchen, manche Frauen Gefallen erwecken, und doch ertrüge es das Gefühl bei den wenigsten, daß ein solches Gefallen zu intimer Tat würde. Ein Wahlverwandtes bestimmt einem immer mehr jeden Liebesumgang. Es läßt mich wenig zum Lieben kommen.

Je mehr man sich auftut, umso freier wird man; aber

im Lieben wird man gebundener. Wo früher nur das Fleisch sprach, spricht jetzt der ganze Mensch mit, und man staunt wie weit die Fleischeslust hineinreicht. Und dieses Weitreichende — als ein Mehr, seiner Art nach — ist auch mehr gebunden an seine Art und somit auch im Abgeben gebundener. Der Begriff „freie Liebe" wird hier ein Unding. Je freier der Mensch wird, umso gebundener ist sein Lieben. (Da auch ich mich diesem freien Menschen zu nähern glaube, könnte das Gesagte einer jeden mir zusagenden Weiblichkeit, sofern sie sich mit mir einlassen wollte, alle Scheu vor meiner Ungebundenheit nehmen. Liegt doch von jeher schon in der Natur jedes ganzen Menschen mehr Bindendes für sein Lieben als in Gesetz und Sakrament; es handelt sich nur darum, daß dieses Bindende frei wird.)

Die Lust aber ist tiefer als die Liebe; doch ist sie dunkel und formlos wie die Nacht, und die Liebe gibt ihr erst Helle und Umriß. So kann es kommen, daß die Tiefe der Lust sich auch in der Liebe unbefriedigt ergeht. Denn gerade die Lust will die Leiblichkeiten ausdehnen in Verhangenheiten hinein, die nur mehr in der Vorstellung erreichbar sind. Die Lust hat die Tiefe des Lebens und ist so immer versucht, alles faßbare Leben, die Leiblichkeit, mit sich in die Tiefe zu reißen; doch scheitert sie dabei zunächst immer und erleidet Schmerz. Darum wird sie mißtrauisch gegen sich selber, sobald sie wieder zu sich erwacht. Und es mag oft reifen Menschen ähnlich wie gebrannten Kindern ergehen: sie fürchten das Feuer der Lust und lernen es meiden. Sie lernen aus Not die Lust als ein Nebensächliches betrachten und ihr Hauptaugenmerk auf anderes richten. Andere wieder, die selbstverschlossen und reich genug sind, um in der Liebe niemals auf Eroberungen auszugehen, mögen sich mehreren Frauen ergeben und offen solcher Mehrweiberei huldigen. Auch ihnen erbrachte die Liebe

nicht, was die Tiefe ihrer Luft suchte; sie spüren vielleicht öfter, daß ihr Sichabfinden ein unvollkommener Behelf ist, ihr Stranden zu einem Landen zu machen. Aber sie bleiben ganze Männer, sie stehen auf festem natürlichem Grunde mit ihrem Lieben. (Manchen besseren Mann rechne ich zu ihnen.)

Ich muß hier gestehen, daß sich Mehrweiberei mit meiner Sinnesart wohl vertrüge; daß mir solches Lieben wohl eine Lust wäre, aber sicher nicht die höchste. Und daß ich derartiges vielleicht immer weniger begehre. Denn daß man mehrerer Frauen bedarf, entspränge wohl keinem Vorzug, sondern dem Mangel: die rechte nicht gefunden zu haben; das nicht gefunden zu haben, was einem unersetzbar ist. Durch Quantität ist eine Qualität als solche nie zu ersetzen, und wo die Tiefe der Lust an einem Weibe nicht das findet, was sie sucht, dort wird sie auch an noch so vielen Weibern der gleichen Art nicht finden, was sie sucht. Und wenn sie sich dennoch zufrieden gibt, so ist es wohl nur, weil sie vom Nichtfinden immer ermüdeter wird und folglich immer weniger sucht.

Aber nicht Lust und Liebe (die immer verzweigter und dickichtartiger werden, je mehr man ihnen nachsinnt), will ich hier dartun, sondern meine Artung als Bewerber um ein Weibliches für meine Lust und meine Liebe: Daß ich da e i n e Beschaffenheit vor Augen habe und nicht viele; daß ich auf die Gunst der vielen verzichte für die volle Gunst der einen, die mir völlig zusagt — daß ich Qualität, nicht Quantität suche. Daß ich nicht nach den Reizen Verschiedener frage, sondern danach, ob sich alles, was ich begehre, in einer fände; daß ich unter solchen Umständen sogar für ein Weib auf Lebenszeit zu haben wäre (wenn auch niemals für eine Institution, die solches vorschreibt). Schon dadurch, daß ich arm bin und weder Neigung noch Geschick habe, Reichtümer zu sammeln, bin ich genötigt, einfachst

zu sein in allem, auch im Lieben. Und Beständigkeit wäre hier das Einfachste. Unbeständigkeit an mir entspränge wohl nur dem Umstande, daß mir die Lage der Dinge nicht zusagt. Ein Weib ist wie ein Klima, nicht immer wirkt es wohltuend, und manchmal ist ein Klimawechsel notwendig. An sich aber ist mein Wesen eher Beständigkeit. Ich ermesse das immer mehr an meinem Verhältnis zur Landschaft. Wie ich an ihr hänge, wo sie mir zusagt, wie ich sie nicht lassen kann und immer Schöneres finde, je mehr ich in ihr verweile! Wie ich ihr immer anhänglicher werde! Wie ich die ihr eigenen Veränderungen liebe: ihre aufknospende Jugend, ihre Sommerreife, die Herbstzeit und ihr Alter, den Winter. Immer hat sie Schönes und Anziehendes, und je länger ich sie kenne und mit ihr verkehre, zu desto mehr Vertrautheit und Verständigungen komme ich. Könnte es so nicht auch mit dem Weibe sein, das sich als Landschaft wie als Klima zusagend erwiese?

Aber es ist noch anderes da, was mich für nur ein Weib einnimmt. Man möchte sich dem schwächeren Geschlechte gegenüber keine Begünstigung vorausnehmen. Und es wäre vielleicht eine Begünstigung, die man sich zuwendet, wenn man dem Weibe, das man allein besitzen will, sich selber als Alleinbesitz vorenthält. Ein Weib aber, das einem völlig zusagt, will man immer auch allein besitzen. Diese Ungeteiltheit ist heute auch das Nötigste, wo das Stehen auf sich selber das Nötigste ist. Denn jeder Umgang schwächt, verwischt, ja verlöscht zuletzt noch die Umrisse der Eigenart. Und der geschlechtliche Umgang ist der intimste, folgenreichste, tiefstgehende. Wer weiß, wie weit seine Wirkung reicht?

Sicher scheint mir: daß die Erhaltung einer Eigenart von einem möglichst ungeteilt gehaltenen Geschlechtsverkehr abhängig ist. Daß niemand dort mitbesitze, wo man ein Weib besitzt, wird hier ein Entscheidendes. Ein Weib,

dem ein wahrhaft bedeutender Mensch ergeben ist, verfällt auch schwerlich zur selben Zeit einem anderen. Denn solche Menschen sind zwar keine Herzenbrecher, aber sie besetzen dort zumeist dauernd, wo sie sich hingeben. Und sofern sich solche Menschen an Dirnen halten, wissen sie am Weibe auch anderes als den Geschlechtsakt zu genießen. Größe geht gern mit dem Verruf. Sie schützt vielleicht Geschlechtslust vor und geht zu Rast und Erholung für ihre Geistigkeit. Ihre Art erhält sich ein Ungeteiltes in jeder Umhüllung. (So bedeutet auch der Umgang mit der Dirne, den ein solcher Mensch aufsucht, immer noch ein Ungeteiltes, im Gegensatz zu jenem anderen Vorgang, der weiß Gott was für geistige und erhabene Interessen vorschützt, wo es den Geschlechtsakt gilt. Der geistige Betrug nimmt hier dem Geschlechtsgenuß alle seine Reinheit und macht daraus eine allgemeinste Beschmutzung.) Wird man nun gewahr: was hier alles vermischt und verwischt wird, während dort eine Eigenart noch gestärkt hervorgehen kann?

*

Wie die Gedanken mit mir umspringen! Sie sehen wenig einer Werbung gleich, die sich an ein Weibliches richten will. Und doch lebt in meiner Vorstellung dieses Weibliche, dem ich mich ganz erschließen — dem ich meine Worte zutragen möchte.

Aber dieses Weibliche ist noch nicht Fleisch geworden. Und mein einsames Sinnen gerät immer wieder auf Abwege. Ja, auf solchen gedanklichen Wegen ist mein Fleisch beinahe zu Wort geworden. Und erst, wenn ich mich wieder in der Stunde umsehe, fühle ich, daß das Lustbegehren in mir wirklich groß ist.

Der Tag ist zur Reife angewachsen und heiß geworden. Die durch und durch versonnte Luft rührt verführerisch an alle Poren der Haut, und den ganzen Körper gelüstet nach Freiheit. Das weiche lichtgrüne Laub der ausgedehnten

Weinberge zittert im Sonnenlicht. Aus dichtem Strauchwerk dringt schwüles Vogelgezwitscher. Nur vom Schatten der wenigen Bäume geht eine laue Kühlung aus. Und wie die Hitze den ganzen Raum füllt und die Lust weckt, indem sie das Blut in taumelnde Wallung bringt und so das Begehren aufhämmert! In solchen Stunden ist das Geschlecht überaus einsam. An der eigenen Kraft krankt seine Freiheit, die nach höchster Intimität der Tat ringt. Intim sein können: danach lechzt das Geschlecht, wo es völlig zu sich erwacht ist. Keine Worte und keine Küsse vermögen es zu stillen. Derlei ist nur tastender Behelf, von einem Drang, der mehr will, als Fühler ausgesandt. Das Geschlecht will den ganzen Leib als Blöße, Nacktheit genügt ihm nicht, es will die Scham mit, dieses geschlechtliche Ereignis, das den Leib in die Seele hinein fortsetzt und sein Wesen der ganzen Nacktheit aufdrückt. Es will diese Scham, um in ihrem Sichpreisgeben sein Tun zu höchster Intimität zu bringen. Wie wird so die Lust das Intimste!

Hier zeigt sich, daß auch der Lust Gesetzlichkeit und Begrenzung eignen müssen, und zwar umsomehr, je mehr sie als Intimes gefühlt wird. Denn die Fähigkeit, intim zu sein, fällt immer schwerer, je mehr man in sich hineinwächst. Und solches Wachstum bringt es mit sich, daß man auch immer mehr zu geben hat, wo man sich abgibt — daß man sich selber immer mehr abzugeben hat. Wenn man sich nun durch Zeit und Oertlichkeit hindurch an ein Weibliches herangepirscht hat, wie ein Jäger an scheues Wild, so kann es sein, daß die Lust, die oft scheuer ist als das Wild, zurückscheut, wenn ihre Witterung nicht das Rechte vorfindet. Denn vor Beschaffenheiten, die eine Lust, die nur Gier ist, noch gar nicht wahrnimmt, kann eine Lust, die als Intimstes auftritt, plötzlich stocken und flüchtig werden. Doch auch das gilt nicht immer. Denn die Lust ist Schöpferin, und als solche formt sie sich Beschaffenheiten. Und wenn sie nur Lust genug

ist, wird sie übermächtig, und macht sich das Fremdeste zum Intimsten.

Aber Gedanken allein sollen nicht weiter mit mir ihr Spiel treiben. Alles Wissen erreicht ja auch hier keine Gewißheit. Und wo die Lust wach ist, besetzt sie alle Lebensgeister. Dann ist man aufgewühlt bis ins Tiefste, wie ein See von einem Gewittersturm. Was da wogt, ist Bedrängnis vor Fülle.

Der ganze Sommertag muß in mich gekommen sein, daß es jetzt so in mir aussieht. Alles dünstet. Die Steinblöcke um mich, der Rasen, darauf ich ruhe, das zitternde Gezweig der Sträucher, die Luft, der Himmel. Und man schlürft alles dieses Glutausdünstende in sich und dünstet mit. Und fühlt die eigene dampfende Glut und das Begehren, das sie ausströmt. Mögen andere da noch anderes suchen, ich suche das andere Geschlecht und nichts anderes. Ich will mich geschlechtsfrei machen, indem ich mein Geschlecht am anderen Geschlechte frei mache. Es scheint mir die natürlichste Lösung dieser ewigen Frage, die nie gestillt ist, die immer brennender wird, je mehr man ihr diese Lösung vorenthält. Ich will mich dort hingeben, wo meine Lust sich mit Wohlgefallen niederläßt. Und ich vertraue der Gesetzlichkeit dieser Lust und glaube, daß sie nichts Uebles anrichtet. Leid wäre noch nicht Uebles. Und besser ist es sicher, nach genossener Lust leiden, als Lust erleiden. Dieses macht wild und ruhelos, jenes begünstigt vielleicht die Einkehr in sich.

Aber, wohin ich auch horche, wohin ich sehe, ich vernehme und wahrnehme nichts, was sich mir ganz zu eigen geben möchte und das zugleich mein ganzes Wohlgefallen hätte. Intellektische Art dürfte es nicht sein, was sich mir darböte, auch nicht Bildung oder nur Wertschätzung. Es müßte irgendwo ein Weibliches sein, das durch mich erst seiner Reife bewußt wird, das durch mein

Da-sein alle Wertung der Sitte sowie den geschlechtlichen Sündenbegriff ganz aus sich verlöre. Und das dennoch bei meinem Anblick über und über erglühte, einzig weil es in sich entdeckt hat, wie völlig es mir angehören will. — Allein schon die Vorstellung, daß es solches gebe, läßt mich aufzitternd das Dasein preisen . . .

Dann gewahre ich mich wieder mutterseelenallein in steinigem Tal. Wildnis um und um. Aber es ist ein Bergsee da, einsam der Talsohle eingefügt. Das grünliche Wasser peitscht der Sommerwind. Schilf schwankt haufenweise am Ufer. Doch eine kleine Strecke entlang ist das Schilf völlig verdrängt von einem steilen Berghang, der sein Geröll in den See schiebt. Dort lagere ich, völlig nackt hingestreckt, ausgesetzt den Blicken des Sees, der Berge, des Himmels, durchwühlt vom Sonnendunst wie das Geröll, das spärliche dürre Gras und die Staudenbüschel um mich. Und nun erhebe ich mich und gehe langsam zum Ufer hin. Schon bespült meine Füße die laue Flut. Ich wate immer tiefer. Wie sie sich öffnet und mich aufnimmt und den Durst meiner Glieder sänftigt. Wie sie sich wunderwillig meinen Formen anpaßt und überall um mich eindringt und mich umschlingt. Wie sie zugleich doch wieder jede Regung und Bewegung in mir frei werden und mich mein Wachstum fühlen läßt. Wie sie so mich völlig beruhigt und mein Begehren löscht. Und dann, auf dem glatten Wasserspiegel dahintreibend, staune ich über das unerschöpfliche Geben der Natur, die überall der Geschlechtlichkeit hold ist und selbst für das Weibliche Ersatz stellt, wo eines Mannes Geschlecht in Not ist. Wie ich nun völlig begründet mir wiederhole: weil ich kein Weib habe, gehe ich zur Landschaft.

*

Flüchtige Sommernacht. Schon verblaßt ihr Dunkel und draußen orgelt der Frühwind von den Bergen her. Bei

seinem Spiel wächst sich alles in mir wieder voller, wird heißer und begehrlicher, das Schauen tiefer, glühender. Und Formen werden draußen frei; und rascher als von Stunde zu Stunde entblößen sich alle die Gipfel, die Grate und Almen. Wenn nun mein Bett auch einsam ist, die Höhen reifen, und dann warten meiner die Wiesenleiber der Almen. Welch ein Tummelplatz für meine Gluten — für meine Seele voll Wollust und Willigkeit!

Alpensteig / von Fritz Lampl

Verachtung über mir und unter mir Beginn.
Von dorther komm ich, doch wo steig ich hin?
Ist schon der Aether meine nächste Stufe?
Das Ewige schallt mächtig, wenn ich rufe,
Und jedes Hindernis wird Licht und klingt.

Dem Uebermut begegnet ein Gewölk:
In weiße Ferne bin ich eingeschlossen.
Nur Gräser, die um meine Füße sprossen,
Beruhigen das ängstliche Gefühl.
Die Hand am Felsen zittert feucht und kühl,

Ein Horn ertönt aus einer andern Welt;
Mein Sinn wird freier und die Wolke fällt.
Der Gletscher, eine lichte Trauerwiese,
Schwebt auf und wie ein eingeschlafner Riese
Hebt sich der Gipfel traumhaft in die Welt.

Das Jugendbildnis / von Robert Zellermayer

Der Kranke richtete sich im Bette auf mit einem rührenden Gefühl beginnender Genesung. Ihm war, als hörte er aus einer heimlichen Tiefe in sich ein Rauschen wie das Murmeln eines unterirdischen Baches, der ans Licht will. Er holte tief Atem, fühlte Tränen in den Augen und sog begierig einen Strom von Kraft in sich, der süß und machtvoll in sein Bewußtsein drang. Und so erhob er sich, umfing alle Gegenstände seines Zimmers mit Blicken einer wunderlich gütigen Liebe und verließ das Bett in einer freundlichen Verwirrung, die er wie einen leichten Schwindel bald überwand.

Als er auf die Straße kam, fand er alles von dem warmen, rötlichbraunen Licht des späten Nachmittags übergossen, das jede Härte weich umfing und alle Tiefen schattenlos in eine farbige Ebene löste. Nur hie und da brannte in einer Fensterscheibe eine blutige, wilde Glut. Er ging ein wenig taumelnd, leicht verzückt von dem sanften Licht des Tages.

Nach einer Weile fühlte er, wie das Gehen ihm schwer fiel. Es wurde um einen Schatten dunkler. Die Freundlichkeit, mit der er Häuser, Leute, Wagen und Straße angeblickt hatte, wich einer trüben Müdigkeit, die alle Farben matt, jede Entfernung verzweifelt erscheinen ließ.

Er begab sich in ein Kaffeehaus, nahm atemlos Platz und fühlte bald ein wohliges Schwinden der Erschöpfung. Er hörte das schlürfende Eilen der Kellner, ihr diskretes, halblautes Fragen und sah mit einem plötzlichen Ruck, der ihn aus einem lässigen Träumen aufscheuchte, eine Tasse schwarzen Kaffees vor sich hingestellt. Die tiefe Farbe und der starke Duft entzückten ihn augenblicklich, und er trank, ermattend von dem Feuer, das durch seine Kehle rann.

Nun sah er auch Menschen mit roten Köpfen und einen Lichtstrom, der von der Türe her eindrang. Vor ihm wurde Billard gespielt. Er zündete eine Zigarette an und stellte wohlwollend fest, daß die drei Kugeln auf dem freundlich erhellten grünen Brett verschiedene Farben hatten. Zwei waren weiß, die dritte aber rot. Oho!

Der eine Spieler setzte den Queue auf den Boden und blieb mit gespreizten Beinen stehen. Die Art, wie er seine Zigarre zwischen den Lippen hielt, bewies einwandfrei, daß ihm alle Tiefen und Rätsel der Welt nichts anhaben konnten. Ein braver Mann. Nun richtete sich der andere auf und blickte vor sich hin. Der Kranke wandte sich ihm zu.

Eine seltsame Ruhe überfiel ihn plötzlich. Er kannte dieses jugendliche Antlitz mit dem bescheidenen Ernst in den ruhigen Augen, dem kurzen lockigen Haar und dem leidenschaftslosen Mund, und er empfand verwirrt, daß es ihm gänzlich unwirklich erschien. Nun besann er sich, daß in seinem Zimmer das Jugendbildnis eines Angehörigen seiner Mietsfrau hing, der vor kurzem im hohen Alter gestorben war, und er stellte, leicht erschreckend, eine verblüffende Aehnlichkeit fest.

Während er etwas vorgeneigt in das wesenlose ruhige Antlitz des Fremden starrte, fühlte er, wie in ihm die Nüchternheit des realen Bildes mit dem Gedanken kämpfte, die Wirklichkeit dieses Menschen in eine Zeit nach vielen Jahren zu versetzen, und vor seinen Augen eine dem Träger unbewußte Jugend, die vergangen sein sollte, ihr Schicksal ablaufen zu sehen: ein Spiel, das in die Bewegungen des jungen Mannes eine marionettenhafte Bestimmtheit brachte, den Betrachter selbst aber mit einem hohnvollen Machtbewußtsein des Gedankens erfüllte.

Er lehnte sich im Sessel zurück und beobachtete lauernd das Gebahren seines Opfers, das durch eine natürliche Ungelenkigkeit den puppenhaft unwahrscheinlichen Eindruck eines

fernen, verlorenen Geschehens verstärkte und dem Beschauer eine fieberhafte Suggestion festhalten half. Mit überheller Klarheit empfand er, daß dieser junge Mensch da ahnungslos an seiner Jugend vorüberging, um sich im Alter ein verlogenes, sentimentales Bild von ihr zu erdichten, daß er eine Schönheit preisen würde, an der er mit geschlossenen Augen vorübergegangen war, und so schrumpfte in Gedanken ein ganzes fremdes Leben zusammen, das wie ein Schatten an ihm vorüberzog. Er schloß die Augen, sah die jugendlichen Züge leicht hinüberspielen in männliche Härte und greisenhafte Verquollenheit, die hochaufgerichtete Gestalt unter einem unsichtbaren, ehernen Druck sich beugen und jede kraftvolle Bewegung in Eckigkeit und Zittern erstarren.

Er blickte wieder auf.

War das Licht nicht dämmeriger geworden? Ah! Wie wurde ihm zu Mute. Er fühlte sein Blut wie wahnsinnig gegen die Schläfen schlagen und er erschrak vor dem Gespenste, das vor ihm unbekümmert durch den Tag ging. Lächerlich, dachte er und erkannte bebend, wie er sich zur Vorstellung einer Wirklichkeit, die in einem fernen, dunkeln Begriffe lag, nicht mehr aufraffen konnte, obwohl er doch genau wußte, wie alles sich verhielt. Entsetzt, hypnotisiert starrte er hin. Warum spricht der Mensch nicht, dachte er und wünschte angstvoll, ihn reden zu hören. Endlich rief der Fremde dem Kellner mit einer guten, wohllautenden Stimme, und der Kranke lächelte. Doch bald verfiel er wieder in ein furchtsames Starren und horchte, gelähmt von einer Zwangsvorstellung, wieder auf ein Wort. Schließlich, als der Fremde nochmals gesprochen hatte, stand er hastig auf, eine halbe Ernüchterung zitternd festhaltend, zahlte und ging. An der Türe aber drehte er sich noch einmal um. Ruhig und lautlos bewegte sich dort das Jugendbildnis auf den Schultern eines Mannes, den er als wirklich nicht erfassen konnte. Verwirrt rannte er davon.

Auf der Straße wurden eben die Laternen angezündet. Er lief, fühlte das Fieber in seinem Körper glühen und hörte es in sich flüstern: Dieser Tag ist nicht, das ist ein ferner, gestorbener Tag, durch den Kristall der Vergangenheit gehst du, ein Lebender, gehst auf dem Grunde eines Meeres durch eine gewesene Welt.

Im Hinterkopf begann ein ziehender Schmerz, der über den Scheitel nach vorne ausstrahlte und an der linken Schädelhälfte in ein Brennen überging. Er empfand deutlich, daß sich sein Blut auflehnte wie gegen einen Fremdkörper und daß die Vorstellung jenes Jünglings als eines Nichtseienden in seinem Hirne brannte wie ein Pfahl. Umso seltsamer erschien ihm die träge Gelassenheit, mit der er, während ihm das Fieber in Sturzwellen über den Rücken strömte, auf das Raunen in sich hörte, das, ihm unbewußt, jene Vorstellung aufnahm, breitquetschte, mit einer flaumigen Eiterbeule von Phantasien umhüllte und auflöste. Er aber dachte, eine stumpfe Betäubung gewaltsam abschüttelnd, ist dies nicht größerer Wahnsinn: dieser ganze Tag ist nicht? Wie diesen Gedanken fassen?

Oh, wisperte es, und er glaubte ein leises, schmerzliches Lachen zu hören, sieh doch dieses ganz unwahrscheinliche Licht und das schattenhafte Vorüberschweben der Menschen. Sahst du jemals diese Straße, glaubst du, verirrt zu sein, und erkennst sie nicht — träumtest du nie von ihr?

Ja, fieberte er, so ist's in meinen Träumen, wenn ich durch die ungewisse Dämmerung niegesehener und doch heimlich vertrauter Straßen laufe. Ich gehe in ein fremdes Haus, zu einer fremden Türe und öffne. Da sitzt sie und wartet auf mich. O Jammer!

Er lief schneller.

Oder mir träumt, ich renne des Nachts durch Babylon. Vor vielen tausend Jahren war ich dort. Der Himmel ist ganz schwarz, gewaltige dunkle Gebäude verschwinden in

ihm. Tropfende Fackeln erzeugen ungeheure Schatten. An Palästen und Tempeln laufe ich vorbei, an deren Toren steinerne Löwen mit Menschenköpfen Wache halten. Ich laufe, der Schrecken lähmt meine Glieder. Aber am Ende der Stadt, an dem Strom, da steht sie in einem langen, faltigen Gewand, einen Krug auf dem Kopf. Sie weint. An den Wassern Babylons.

Er blieb atemlos stehen und starrte in die Luft, ein deutliches Bild vor sich.

Die Straße, in der er stand, war lang und frei. Nun blickte er auf, nach ihrem Ende. Da sah er plötzlich in den Mond, der als eine ungeheure rote Scheibe aufgegangen war. Von einem wundersam verlorenen Gefühl gebannt blickte er hinein und flüsterte: An den Wassern Babylons. An den Wassern. An den Wassern.

Ein paar Schritte neben ihm stand auch ein Mann und starrte in den Mond. Der Kranke blinzelte nur hin, entsetzte sich jäh an dem stieren Blick des Menschen und rannte zurück.

In einem Park blieb er ermattet stehen, blickte irr um sich und setzte sich zusammengekauert auf eine Bank. Ein müdes Grauen war in ihm. Er hatte die ungewisse Vorstellung, er selbst sei jener Narr gewesen, der neben ihm in den Mond geblickt hatte. Doch das erschien ihm nebensächlich. Wenn er nur nicht so müde gewesen wäre. Schweiß stand auf seiner Stirne.

Allmählich fühlte er sein Herz ruhiger schlagen. Er trocknete die Stirne, seufzte tief und erkannte mit einem Male lächelnd, wie die Vorstellung, die ihn geängstigt hatte, schon in weiter Ferne war. Aber sein Träumen wallte noch in ihm wie eine trübe Wolke. Wo bin ich, dachte er, stand bestürzt auf und machte sich auf den Heimweg.

Der Mond stand noch tief. Mächtige Schatten lagen wie dunkle Tücher in den Straßen. Ueber jeder Laterne stieg

eine schwarze Säule in die Luft. Kinder lachten, aber die Großen gingen rasch und stumm vorbei.

Die Wände einer Häuserreihe wurden rötlich hell. Ein leises Singen kam näher. Nun bog ein Zug von Menschen um die Straßenecke. Viele trugen Fackeln, in der Mitte aber ging unter einem Baldachin ein Mann, der trug ein Heiligtum in den Händen, das in kostbare Tücher gehüllt war. Edles Metall glänzte an ihnen. Vorne spielten ein paar Leute auf dunkeln, weinenden Geigen und eine Baßgeige brummte wie ein humpelnder Bär. Ihr Hals lag auf der Schulter des Mannes, der sie strich, aber ihr unteres Ende trug ein kleiner Junge. Und alle sangen, grelle Lichter und Schatten im Antlitz, leisen Jubel in den gedämpften, eintönigen Stimmen. Ein zwitscherndes Gewimmel von Volk drängte hinterher.

Der Kranke war stehen geblieben und betrachtete verstört den seltsamen Zug. War das Mittelalter lebendig geworden und äffte ihn, der eben mühsam aus dunkeln Träumen in die Wirklichkeit zurücktastete? Welche Gestalten traten aus dem Schatten zu ihm, warfen ihn zurück in ein uferloses Meer verlorener Phantasie?

Mit weitgeöffneten Augen starrte er in das Bild, das langsam am Straßenende verschwand. Ein Mädchen blieb neben ihm stehen und sah ihn verwundert an. Er hob den Arm zu einer hilflosen, fragenden Gebärde, da sagte sie lächelnd, es seien Juden gewesen, die eine neue Rolle der heiligen Schrift auf diese Weise in den Tempel zu tragen pflegten.

Er sah sie an, und ihr Lächeln drang ihm wie ein süßer, heimlicher Trost ins Herz. Er nickte ihr freundlich zu, ging weiter und erinnerte sich in unendlicher Dankbarkeit des ganzen Bildes, an dessen fremder, vergangener Stille er freudig sein erwachendes Gefühl für die Wirklichkeit ermaß. Eine herzliche Wärme durchdrang ihn und er blickte rasch um sich.

In wundervoller Lebendigkeit leuchtete die Straße, wie ein schimmerndes Band; eine donnernde Musik von Wagen und Pferden dröhnte in das heitre Gemurmel von Menschenschritten. Und jetzt hörte er auch seinen eigenen Tritt, der ihn, in der Erinnerung nachhallend, wie aus weiter Ferne begleitet hatte und nun munter, dicht bei ihm erklang.

Als er in das Haus trat, war es noch nicht erleuchtet, und so ging er die Stiegen im Dunkeln hinauf. Bald fühlte er unendliche Müdigkeit und Schwere in den Gliedern. Er blieb stehen.

Mit einem Male flammte das Licht auf. In einem Strahlenmeer flogen die Schatten des Geländers an die Wand, und die Stiege lag plötzlich da wie eine breite Perlenschnur, die von oben bis unten durch das Haus ging. Da empfand er, wie mit dem Eindringen der flirrenden Reihen von Gitterstäben und Stufen Gedanken in Scharen in seinem Hirne niederstürzten, fallende Schranken, die wie Kegel durcheinander polterten. Und mit süßem Schauer durchdrang ihn die Erkenntnis, wie dieser Tag, durch nichts verschieden im Werte seines Seins von allen vergangenen und kommenden, ruhevoll durch die Ewigkeit schwebte. Die Welt war ihm ein törichtes Wunder, in das er sich mit einer staunenden Wehmut versetzt fühlte, die zurückzublicken schien in eine ewige Heimat. Und zum erstenmal begriff er das Leben als ein Spiel, als eines Andern außer uns geahntes Gleichnis. Alle Leidenschaft fiel von ihm ab vor der dieses Erkennens, und ihm war, als schwebte er, ein selig wissender Gedanke, durch das All.

Schon fühlte er, wie alle Kräfte ihn verließen, und er empfand es mit Wonne. Ein leises Zittern lief durch seine Glieder. Nun hatte er das deutliche Bewußtsein seiner Körperlichkeit und die Vorstellung, daß er wie ein schräger Strich an der Wand lehne. Dann lag er ohnmächtig auf den Stufen, ein verzücktes Lächeln in dem blassen Antlitz.

Sebastian im Traum / von Georg Trakl

für Adolf Loos

Mutter trug das Kindlein im weißen Mond,
Im Schatten des Nußbaums, uralten Hollunders,
Trunken vom Safte des Mohns, der Klage der Drossel;
Und stille
Neigte in Mitleid sich über jene ein bärtiges Antlitz

Leise im Dunkel des Fensters; und altes Hausgerät
Der Väter
Lag im Verfall; Liebe und herbstliche Träumerei.

Also dunkel der Tag des Jahrs, traurige Kindheit,
Da der Knabe leise zu kühlen Wassern, silbernen Fischen
Ruh und Antlitz; [hinabstieg,
Da er steinern sich vor rasende Rappen warf,
In grauer Nacht sein Stern über ihn kam;

Oder wenn er an der frierenden Hand der Mutter
Abends über Sankt Peters herbstlichen Friedhof ging,
Ein zarter Leichnam stille im Dunkel der Kammer lag
Und jener die kalten Lider über ihn aufhob.

Er aber war ein kleiner Vogel in kahlem Geäst,
Die Glocke lang im Abendnovember,
Des Vaters Stille, da er im Schlaf die dämmernde Wendel-
treppe hinabstieg.

Frieden der Seele. Einsamer Winterabend,
Die dunklen Gestalten der Hirten am alten Weiher;
Kindlein in der Hütte von Stroh; o wie leise
Sank in schwarzem Fieber das Antlitz hin.
Heilige Nacht.

Oder wenn er an der harten Hand des Vaters
Stille den finstern Kalvarienberg hinanstieg
Und in dämmernden Felsennischen
Die blaue Gestalt des Menschen durch seine Legende ging,
Aus der Wunde unter dem Herzen purpurn das Blut rann.
O wie leise stand in dunkler Seele das Kreuz auf.

Liebe; da in schwarzen Winkeln der Schnee schmolz,
Ein blaues Lüftchen sich heiter im alten Hollunder fing;
In dem Schattengewölbe des Nußbaums;
Und dem Knaben leise sein rosiger Engel erschien.

Freude; da in kühlen Zimmern eine Abendsonate erklang,
Im braunen Holzgebälk
Ein blauer Falter aus der silbernen Puppe kroch.

O die Nähe des Todes. In steinerner Mauer
Neigte sich ein gelbes Haupt, schweigend das Kind,
Da in jenem März der Mond verfiel.

Rosige Osterglocke im Grabgewölbe der Nacht
Und die Silberstimmen der Sterne,
Daß in Schauern ein dunkler Wahnsinn von der Stirne
des Schläfers sank.

O wie stille ein Gang den blauen Fluß hinab
Vergessenes sinnend, da im grünen Geäst
Die Drossel ein Fremdes in den Untergang rief.

Oder wenn er an der knöchernen Hand des Greisen
Abends vor die verfallene Mauer der Stadt ging
Und jener in schwarzem Mantel ein rosiges Kindlein trug,
Im Schatten des Nußbaums der Geist des Bösen erschien.

Tasten über die grünen Stufen des Sommers. O wie leise
Verfiel der Garten in der braunen Stille des Herbstes,
Duft und Schwermut des alten Hollunders,
Da in Sebastians Schatten die Silberstimme des Engels
erstarb.

Eigenwilliger Spaziergang / von Theodor Däubler

Des tätgen Manns Behagen sei Parteilichkeit.
Goethe.

Einstmals erwachte ich, obschon ich wachwanderte. Ich war schon lange, lange auf Mondpfaden gegangen: Der Mond hatte mich abgeholt, mit Silber geschmückt, als ich mein Hemdchen überzog, und gelächelt, während ich in Stücklein Nacht, meine Kleider schlüpfte. Mitgenommen hatte er mich lange begleitet: Und daß ich nunmehr alles das so genau wußte, war ja gerade mein Wachwerden. Ich sollte mich also an allerhand erinnern! Nun mußte ich lachen, denn der Mond hüpfte eben in ein Wolkenhöschen: Weg war er..... Auf Augenblicke..... aber Niemand führte mich weiter, und ich wußte, wo ich war. In den Karsttälern. Der Mond hatte mich hergeführt: Er selbst ist ja Karst: Der höchste Karst, der himmlische Karst! Und da er sich verbarg, sah ich unter mir den Karst auf Erden. Nun warf er wieder seinen Nebelmantel ab und zum Schluß auch eine schwarze Larve. Nun kam er mir aber erst maskenhaft vor. Die Larve hatte ihn verraten. Er, der Mond, ist auch ohne Wolke eine Larve! Was ist der Mond? Der volle, aufgedunsene Tod? Eine Doppelmaske: Der Tod und Falstaff in Einem! Jedenfalls ein Spaßmacher! Ich wußte es, denn ich war schon oftmals mit dem Monde davongelaufen. Auch weiter als bis hierher: Nun konnte ich alle die Orte angeben, bis zu denen sich meine Nachtwanderungen hinausgezogen hatten. Wohl war ich jedesmal angekleidet; ich entsann mich sogar genau der Röckchen, die ich alle, seit Jahren, jedesmal wenn ich mit meinem Himmelskameraden davonbummelte, angehabt hatte: Aber ich war dennoch ein Gespenst! — Mir graute, denn nun eben war ich keines! Ueberall konnte, mußte eins lauern. Der

Mond war aber noch da: Ich guckte ihm grade, unverschämt in die Augen. Da nahm er mich an der Hand und führte mich nach Hause. Ich war ganz artig. Ich wußte überhaupt erst damals, was ein artiges Kind ist. Der Mond sorgte dafür, daß ich über den Zaun konnte, leise durch das Fenster schlüpfte: er half mir beim Auskleiden, den Traum, der auf mich gewartet hatte, nahm er aber mit. So schlief ich allein in meinem Bettchen. Und seitdem holte mich kein Mond mehr ab. Ich kannte mich schon zu gut aus!

Henri Bergsons Metaphysik / von S. Friedlaender

Bekanntlich gibt es eine Menge relativer Wahrheiten, darunter welche von solcher Massivität, daß sie für absolut festgehalten werden, z. B. $2 \times 2 = 4$. Die skeptische Frage, was ist Wahrheit? geht auf die absolute Wahrheit, und das Wissen um diese wäre Metaphysik. Aber was hat es mit diesem Unterschied von „relativ" und „absolut" eigentlich auf sich? — Imaginiere man versuchsweise den völligen Wegfall, die Absurdität des Absoluten, so wird im selben Momente das Relative seine Garantie einbüßen. Und trotzdem ist keine Imagination imstande, das Absolute recht eigentlich, ohne die symbolischen Hilfsmittel des Relativen, auszudrücken. Offenbar bleibt hier für auch nur halbwegs gewissenhafte Denker bloß die kritisch-skeptische Eventualität offen. Angesichts der Ungeheuerlichkeit „Welt" hat man oft gespottet über die riesenhafte Anmaßung des winzigen Zufalls „Mensch", sich irgend welcher absolut gültigen Aussagen fähig zu dünken. Als ob die ganze Lächerlichkeit dieser Relation von Mensch zu Welt nicht immer noch beträchtlich anthropomorph bliebe! Als ob nicht „Mensch" selbst auf eine sehr ironische Weise der gelungenste An-

thropomorphismus wäre. Die vorkritische naive Philosophie wähnte entweder, mit einem einzigen Griff das Absolute in die Hand zu bekommen; oder, es plötzlich fallen lassen zu können. Die moderne kritische Skepsis treibt, in vorsichtigster Abstraktion vom Absoluten, Empirie des Relativen. Man ist noch viel vorsichtiger geworden als Kant, der ja immerhin absolute praktische Gewißheiten kannte und auf die theoretischen relativen indirekt einwirken ließ. —

Jetzt ist ein moderner Denker, Henri Bergson, mit einem sehr interessanten Vorschlage gekommen, wie der „Mensch", seine Bedingungen abstreifend, also gleichsam übermenschlich, durch Intuition sich des Absoluten versichern könne. Bergson setzt als das Merkmal des Relativen die Diskretion, Quantität, ins Unendliche teilbare Raumzeitlichkeit, Differenzierung, Gradation, Zusammengesetztheit, Gebrochenheit aller Art. Im Gegensatz dazu sei das Absolute durchaus einfach, qualitativ, dauerhaft, unteilbar, ungraduirbar, integriert, unbrechbar innig: Spannung dessen, dessen Lösung jenes ist. Bis hierher geht Bergson den gemeinsamen Weg des tiefen Denkens aller Zeiten. Aber von hier an verläßt er ihn in einer sehr kühnen, abenteuerlichen, originalen Weise und bricht sich zum Absoluten seiner Intuition geniehaft selber die Bahn.

Während nämlich sonst, und vor Allem noch bei Kant, Erkennbarkeit gleichbedeutend mit der oben charakterisierten Relativität gewesen, und das Absolute „Ding an sich", Rätsel, Mysterium geblieben war: ist für Bergson nichts so hell, so erlebt, so wahr und wirklich, so sinnlich drastisch, so blutig real, so intuitiv evident wie das Absolute; dagegen ist die Relativität eine schablonenhaft tötlich fixierte Abstraktion zu lediglich praktischen Zwecken, ein mühselig erkünstelter Notbehelf zur dürftigsten Erfassung jenes reichen Lebens — ja, nur so Etwas wie dessen armselige Erinnerung. Also nicht wie vorher die helle Erscheinung des

finstren Wesens; sondern die kaum noch dämmernde, schattenhafte Erscheinung eines nur allzu klaren Wesens, das man ihr kaum eben noch abmerkt. So verstanden, bietet Bergson die Umkehrung der Kantischen Kritik. Auch beim besten Willen hatte Kant das Leben der Sinne „wohl dressiert in spanische Stiefel eingeschnürt", er hatte das absolute Leben in die enge Gummizelle der Logik gesperrt, um das rasende vor sich selber zu schützen. Denn ganz gewiß hatte Kant ebenso wie Bergson das Erlebnis des Absoluten. Allein Kant erlag theoretisch so sehr der Relativität, als der brutalen Tatsache menschlicher Beschränktheit, daß er sein absolutes Wunder-Erlebnis, näher besehen: „Gott Freiheit Unsterblichkeit", in das Praktisch-Sittliche flüchtete. Für Kant war die Relativität unsres Wissens eine Tatsache, die er konstatierte, ohne zu verkennen, wie sehr diese Fatalität einer lebendigen Sublimierung bedürftig blieb; doch konnte ihm diese nicht sinnlich ausfallen, sondern wurde zur praktischen Gewißheit des Glaubens. Bereits Goethe hatte in seiner graziösen Manier, Wichtigstes leichthin zu betonen, die Lebendigkeit der Sinne gegen Kant verteidigt. Und Bergson macht jetzt aus dieser Verteidigung seinen Angriff, den Krieg der natürlichen Intuition gegen die konstruierte Abstraktion, als die er alles Logisch-Mathematische entlarvt. In dieser scharfsinnigen Demaskierung, in diesem in flagranti Ertappen des echten Lebens der Sinne hinter den starren, schwer drehbaren Kulissen des Logisch-Mathematischen liegt die geistreiche Eigenart Bergson's. Es ist nicht sowohl irgend eine Umkehrung des Kantischen Tatbestandes als vielmehr die umgekehrte Schätzung seiner Bestandteile, die hier so bedeutend einwirkt und von den Kantianern selbst mindestens so befreiend empfunden werden sollte: wie der Umbau einer halb noch mittelalterlichen Zwingburg in eine moderne Festung. Ueberhaupt wird Kant

nur dann mit Recht weiterregieren, wenn seine Verfassung nach Nietzsche's Maßregeln revidiert worden ist, und wir begrüßen in Bergson einen der ersten Vollstrecker dieses Willens zur Umwertung der traditionellen Werte. Bergson fühlt allem Logisch-Mathematischen, allem solid Konstruierten, der Kant zufolge allein echten Wissenschaft, die gefrorene Struktur an und erweist sich an ihr als entschlossener Auftauer ihrer Geronnenheiten, Integrator ihrer Differenzen. So faßt er das intrikate Prinzip, dessen Auswickelung alle Wissenschaft ist, die gespannte Feder, deren Entspannung alle Räder des intellektualen Betriebes andreht, glücklich an rechter Stelle, so intuiert er die ewig bewegliche, lebendige Gottheit ohne die Begriffsspinnewebben, die ihren Tanz verschleiern. Bergson ist Musiker, wo Kant Architekt ist; beide haben dasselbe Thema. Gerade, wo Kant verhüllt, muß Bergson offenbaren; wo Kant fünf Sinne gibt, gibt Bergson deren Quintessenz.

Hierin liegt seine scheinbare Paradoxie: gewiß ist das starre Punkt- und Linienſystem, durch das wir Bewegungen darstellen, faßbar, plausibel machen, anschaulicher als die Bewegung selbst; aber nicht — intuitiver. Dies ist strikt auseinanderzuhalten! Die Blitzlinie ist bloß eine Oberflächen-Anschauung der intuitiv zu erfassenden eigentlich wirksamen Blitzkraft. Unsre Lebenspraxis, meint Bergson, muß das Flüssig-Flüchtige ruhig und fest formen, um sich seiner bequemer zu bedienen. Aber die Theorie habe dies nicht mehr nötig, sie solle lebendig das Lebendige intuierend verstehen lernen. Denn so wenig man Ruhe zur Bewegung, so sehr könne man diese (durch Retardation) zu jener wandeln. Von der Qualität aus gelange man (durch Verdünnung) leicht zur Quantität; aber nie vice versa. Kurzum, verstehe man alles Feste, Quantitative, Räumliche, Geteilte, Ruhende als das Minimum der sinnlichen Wahrnehmung seines andren Extrems, so verstehe man es intuitiv; sonst

sei (also z. B. für Kant) etwas nicht räumlich Teilbares eo ipso unsinnlich, höchstens „intelligibel". Die Bergson'sche metaphysische Intuition ist also deswegen so geeignet, alle ohne sie unlösbar vorhandenen Widersprüche, Antinomien zu enträtseln, weil sie die Intervalle der vulgären Anschauung kultiviert: sie bewegt sich einschaltend zwischen allen sonst getrennten Dingen und Zuständen, die nur durch diese abstrakte Trennung „Dinge" und „Zustände" sind. Sie ist folglich als ein lebendig Mittleres zu kennzeichnen zwischen Extremen ihrer Beweglichkeit; wobei aber Bergson natürlich Bewegung vor Ruhe bevorzugt; Werdendes vor Fertigem. Die ungeheuerste Labilität des intuirend erlebenden Geistes ist der prinzipielle Ausgangspunkt der Bergson'schen Methode: von hier aus kann sie Stabilisierungen so vornehmen, daß sie mit keiner Lebendigkeit jemals streiten. —

Die Kritik dieser Methode möchte nicht so sehr deren Prinzip wie dessen Handhabung beanstanden. Man muß von einem Weltauge, das sich dermaßen inmitten weiß, die scharfe Rückbesinnung von aller Exkursion auf diese Zentralität ihrer Ausstrahlung verlangen. Wenn Bergson so intensiv das Extrem der Strebsamkeit und Beweglichkeit ins Auge faßt, so muß er sich klar sein darüber, daß ein solches Extrem seinen wahren Gegensatz keineswegs in der Stabilität, sondern nur in der entgegengesetzt gerichteten Bewegung haben kann. Das andre Extrem der Bewegung ist nie und nimmer die Ruhe: ihr zéro! Sondern die umgekehrte Bewegung. Seitdem Kant in die Philosophie den so enorm epochemachenden und interessanten Begriff der negativen Größen eingeführt hat, kann das Verhängnis der Aufstellung falscher Gegensätze leichter verhütet werden. Aber viel verhängnisvoller noch wäre eine Verkennung des allerschwierigsten Begriffs einer zwischen

den Gegensätzen labilen Mitte. Ohne das Verständnis des *Indifferenzpunktes* erlischt das Verständnis der Skala zwischen Extremen. Shakespeare wundert sich einmal (in „Troilus und Kressida"), „of this strange nature, that a thing inseparate divides more wider than the sky and earth." Wer mit Bergson im Konkreten etwas ätherisch beweglich Flüssig-Flüchtiges sieht und allen metaphysischen Begriffen die elastischste Anschmiegung und Schmeidigung zu geben wünscht — und hierin sind wir Alle Bergsonianer — der müßte mit besonnenster Präzision *das neutrale mediale Grau* charakterisieren — er selbst bedient sich dieses Bildes! —, aus dem der Gegensatz von Weiß und Schwarz *und* seine Einheit erst intuitiv einleuchtet. Bergsons Labilität ist ja *gar kein Extrem*, so wenig wie die traditionelle Stabilität: sondern, wissentlich oder nicht, *eine mittlere Verfassung* des (gleichsam chemisch identischen) Geistes. Dessen Stabilität labilisieren heißt also nicht, aus einem Extrem das andere machen; sondern a thing inseparate in seiner wahren außerordentlich lebendigen, wenn auch anscheinend starren Natur intuitiver offenbaren. Denn das Stabile, die Ruhe, ist nimmermehr das *Nein* der Bewegung, ihr negatives Extrem: *sondern ihr Nichts*, d. h. das mediale Neutrum oppositiver Bewegung: ihr „*Grau*" und nicht, wofür man sie hält, ihr Schwarz. Und Bergson sollte, anstatt „grau" für „schwarz" einzusetzen, sich mit dem Ruhm begnügen, *das Grau lebendiger zu intuiren als seine Vorgänger*, (die es eben für „schwarz" hielten). Es stellt sich also mehr und mehr heraus, daß das, was man als bloße Mischung („Grad") von einfachen Elementen anzusehen gewohnt ist, wie z. B. *Grau*, ursprünglich und sui generis ist, so daß *ohnedies* die vermeintlichen Elemente in aller Ewigkeit niemals das Grau erzeugen könnten. Da nun Bergson in jeder Beziehung darauf aus ist,

dieser chemischen Neutralisation den Primat, die Absolutität zu erteilen, und in der Tat von einer solchen fliegenden Insel aus, an der immer neue Lenk- und Schwebekräfte zu entdekken sind, wesentlich nichts unbeherrschbar bleiben kann, so sollte man diese wunderbar labile Position durchaus nicht und keinesfalls mit dem Superlativ des positiven Extrems verwechseln, und Bergson müßte dieses Mißverständnis, das er zu nahe legt, viel weiter entfernen! Das Prinzip der gespannten Feder leistet gar nichts, wenn es nicht so angelegt wird, daß es Retardation wie Akzeleration in gleicher Gewalt hat. Mit absoluter Labilität eines Prinzips läßt sich so wenig ausrichten, wie mit seiner Stabilität: wohl aber alles mit seiner labil verstandenen Stabilität! Wer ein kolossales Vermögen besäße, müßte, ohne die berechnete Rücksicht auf die Möglichkeit von Schulden, bankrottieren. Das Bergson'sche Prinzip darf also nicht überangestrengt werden, wie es unvermeidlich geschehen würde, wenn man seine neutrale Mittelstellung zwischen allen denkbaren Extremen so verkännte, daß man es zum Extrem absoluter Beweglichkeit machte; sondern seine Leistungsfähigkeit, seine unerschöpfliche Quellkraft liegt in der medialen Beherrschung aller denkbaren Extreme. Perpetuirliche Mobilität gewährt nur ein Komparativ; der Superlativ ist in seiner Art so leblos wie der Positiv. Vom Superlativ aus läßt sich nicht etwa leichter zum Positiv gelangen als umgekehrt. Bergsons „Umkehrung" ist demnach nur so zu verstehen, daß er in dem, was seine Vorgänger für ein abgeleitetes Gemengsel hielten, mit intuitivem Blick das original Primäre gewahr wurde, das wirklich Einfache! Daraus wird aber klar, daß die von Bergson so genial durchschaute konstruktive Abstraktheit der Kantischen Sinnenwelt durch und durch den polaren Charakter der Selbstentzweiung eines ursprünglich Selben an sich

trägt, aus dem denn auch ihre gesamte antinomische Beschaffenheit herzuleiten wäre. Mit anderen Worten: alle Relativität ist polare Differenzierung des Selben. Danach wäre das „Absolute" weder, wie der positivistische Realismus behauptet, chimärisch; noch, wie der (Kantische) Idealismus will, transzendent: sondern das intrikat implizierte Relative selbst, also Intuition seiner Distuition. Dieses Absolute ist also eine wahre Zentralsonne aller Sinnlichkeit. Erstaunlicher Weise würde sich in diesem Lichte der dichterisch bestimmte Begriff als wissenschaftlich exakter erweisen als irgend ein hergebrachter dürr physikalischer logisch-mathematischer Art. Vom Farbigen, Bunten, Legierten, vom Neutralen aus, wenn es lebendig-sinnlich erfaßt wird, läßt sich alles Einzelne ableiten; umgekehrt wird man wesentlich niemals isoliert Einzelnes gradual verflößen können, wenn man nicht zuvor diese Verflößung als die lebendige Einheit aller Isolationen in sich verspürt hat. Uns will es scheinen, als ob Bergson mit diesem Begriff des Absoluten den ungerechterweise viel zu wenig Beachteten sich angeschlossen hätte, welche versuchen, den Begriff der neutralen Größen in die Philosophie einzuführen; oder bildlicher gesprochen: der zentralen, medialen. In diesem Sinne ist z. B. zéro die durchmischteste, bunteste, sattste aller Zahlen, lebendigste Indifferenz ihrer sonst unaufhebbaren Differenz, das Absolutum ihrer Relativität. Ein Vers des Racine: „Dieu voit comme un néant tout l'univers entier" zielt hierher. Selbstverständlich sind damit, daß das konkret Absolute die Diskretion von Ja und Nein in seinem Neutrum verschmilzt, die Gegensätze nicht annulliert: wohl aber ihre Relativität! Es wird ihnen beigebracht, zu Etwas aufzublicken, was realer ist als jedes von Beiden (als jede positive oder negative Größe); was nicht ihr Produkt, sondern ihr Produzent ist. Im Parallelogramm der

Weltkräfte wäre nach Bergson die Resultante das Primäre. — Freuen wir uns, mitten in der gelehrten Forschung einen Geist wirken zu sehen, der das märchenhafte Geheimnis Indiens, dem nordische Abstraktion noch undurchdringlichere Hüllen überwarf, in feuriger Nacktheit allen Sinnen wieder preisgibt!

Heilige Nacht / von Hugo Wolf

Haltet still!
Noch steht die rote Sonne überm Wald.
Auf dünnen Strahlen, licht wie Harfensaiten,
spielt sie das Lied, das alle Freuden malt
und alle Schmerzen durch die Himmelsweiten
von Welt zu Welt.

Schweigt und kniet!
Es jubelt hoch und niedre Kreatur
der Nacht entgegen wie ein Schrei. Da fühlt
sich Leib an Leib. Die goldgestickte Flur
erzittert, weithin singt der Wald, verwühlt
in Leidenschaft.

Bald ist Nacht.
Das Lied der Sonne flattert in Akkorden
von sanftem Flügelschlag durch Blätterkronen.
Die Schwere alles Raums ist fröhlich worden
und Sterne tanzen, wo die Engel wohnen,
geschart um heutigen Tages Todesbeute.
Und — da verstummt die Welt und alles Sein:
denn Gott tritt ein —
und winkt — und küßt die lieblichste der Bräute.

Nachwort / von Willy Haas

Im „Brenner“ vom 1. Juli 1913 ist ein Aufsatz erschienen, in welchem ich über den katholischen Dichter Paul Claudel gehandelt habe. Ich habe es im Zusammenhange versucht, einige besonders auffallende Tatsachen aus der Geschichte der französischen Kirche mit gewissen Zügen des nationalen Charakters in Verbindung zu bringen. Dazu bemerkt nun der Dichter in einem Schreiben, das er an mich zu richten die Güte hatte: „. . . Je n'ai pas bien compris ce que vous dites du catholicisme gallican; je suis fort éloigné de cette hérésie. Mon retour à la foi est bien antérieur au „Partage de Midi“, qui n'est que le récit d'une crise passionelle. Il est antérieur même à „Tête d'Or“, bien que mon adhésion définitive ne date que de „La Ville“ . . .“

Hier scheint mir ein Einwand erhoben von der Art, daß man befürchten muß, er habe in irgend einem leichtsinnigen Worte, irgend einer ungewollten Wendung, in irgend einer zweideutigen Feststellung meines Essays den Schein einer objektiven Berechtigung, und er könne vielleicht auch von anderen Lesern im Stillen erhoben worden sein.

Es wird sich mir daher im Folgenden nicht so sehr darum handeln, die Richtigkeit meiner Behauptungen zu stützen; vielmehr darum, meiner Gesinnung Ausdruck zu geben, was in jenem ersten Artikel nicht so deutlich geschehen zu sein scheint, wie ich es gewünscht habe.

* * *

Ich möchte am Anfang ein kleines Bild entwerfen. Weiß Gott, warum ich es um jeden Preis erzählen muß, und wie es eigentlich zu diesem Thema gehört. Aber es will sich nicht anders anlassen, und da es in mir so fest zusammenhängt, wird sich wohl auch ein äußerer Zusammenhang finden.

Auf dem Weihnachtsmarkt am dunklen Spätnachmittag stehen Buden, hell erleuchtet, drinnen sind kleine bunte Marzipanherzen, glänzende Kettchen, kupferne und goldne Marienhaare, angezündete Bäumchen, ungeschickte Papierengel, Weihrauch, gedruckte Heiligenbilder, färbige Kerzen, Leierkastenmusik, dieses ganze rührende Inventar unsäglicher Erinnerungen. — Obgleich es gerade schneit, ist der Markt ziemlich voll, und ich komme nicht gut vorwärts inmitten dieses Lärmens und Gedränges. Ich will in's kunsthistorische Institut, irgendeinem befreundeten Menschen bei einer Arbeit helfen.

Richtig, nun sitze ich auch schon in der heißen Stube vor dem Eisenofen mit meiner kleinen Pfeife, neben mir mein Freund. Da sind die Mappen, da sind die Bücher, die wir brauchen. Ich gehe herum, rate, so gut es gehen will. Da fällt mein Blick beiläufig auf ein Buch. „Oeuvres de Jehan Foucquet", ein riesiger roter Maroquinband mit den Emblemen der Orléans. Ich nehme ihn heraus. „Liste des Souscripteurs": Der Kaiser Napoleon, der Papst, der Kaiser Alexander von Rußland, die Königin von Spanien, S. M. François d'Assisse de Bourbon, S. M. La Reine Christine de Bourbon, Le Duc D'Aumale, Le Duc De Montpensier, Der Graf Aguado in Sarragossa, Fernando Alvarez in Madrid. Dann kommt ein Blatt für das Wappen des Eigentümers, dann ein Breve des Vatikans mit dem Imprimatur.

Und nun betrachte ich die Werke des Miniaturmalers Jehan Foucquet. Diese vergoldeten, blutenden Figürchen. Dieses Marienleben mit den winzigen Möbeln in flandrischen Wohnstuben. Diesen Saint Pierre, Saint Nicolas, Saint Hilaire und vor allem diese schreckliche kleine Saint Apolline, der man die bronzenen Haare aus dem hübschen Kopf herausdreht. Daneben die Gesänge und Méditations,

die „Oraisons à Seigneur Jésus“, die Leçons und Responsen.

Damals habe ich den Katholizismus gefühlt, und ich werde es niemals vergessen. Draußen gingen die Bürger mit ihren Frauen herum, die kleinen Comptoirmädchen, die Grisetten, die Schreiber und die Kommis und kauften Bonbons ein, gebrannte Mandeln, Feigen, Kerzchen, Wollschuhe, unter dem Vorwande Jesus zu dienen. Und hier darinnen ist ein Denkmal, in Maroquin gebunden, wie eine endlose Schar von Herrschern und Adeligen sich nach dem Willen der Kirche durch Kunst ergötzen läßt.

Claudel und seine „Annonce, fait à Marie“ habe ich viele Jahre später gelesen. Aber jetzt, indem ich dieses schreibe, wahrhaftig, jetzt ist es mir unverständlich, warum ich nicht einfach diese Geschichte hierhergesetzt habe, als ich in den „Brenner“ über die „Verkündigung“ schrieb. Sie hätte vielleicht mehr über dieses Werk und über diesen Dichter gesagt, als alle historischen Tatsachen, die ich so mühsam zusammengetragen habe, mehr, als alle persönlichen Merkmale, die ich aus den Dichtungen herauslesen wollte, mehr als alle Konflikte, alle Vorzüge, alle Einwände . . . . .

Es ist ja so wenig ersprießlich, einen Menschen sich aufzubauen, indem man durch Zusammenhänge und Gegensätze um eine zentrale, psychische Konstitution herum Eigenschaften, Neigungen, Anschauungen, Werke gruppiert. Was herauskommt, beweist vielleicht etwas für die Seele des Beschreibenden selbst, allerhöchstens spricht es für seine praktische Menschenkenntnis oder Lebenserfahrung; aber die Anmaßung, als Mensch in's Innere von Menschen vorzudringen, reflektierend, bewußt, rationell, dieser Mangel an Ehrfurcht vor dem Gottgeschaffenen kann nicht von der Natur durch ein befriedigendes Resultat noch aufgemuntert werden. Der bildende Künstler geht um die Menschen

herum und ahnt und deutet an das Innerste aus dem Aeußersten. Das ist der wahre Weg; derjenige des Verstandes ist der falsche.

Ich hätte vielleicht aus den Werken Claudels zumindest dieses eine lernen können, daß man von den Menschen selbst erzählen darf, wie sie tätig sind, nichts weiter; vom Bauer, wie er am Felde arbeitet, vom chinesischen Kaiser, wie er herrscht, vom Papste, wie er segnet und verdammt, vom Teufel, wie er verführt, vom Frommen, wie er fromm lebt, und vom Gottlosen, wie er gottlos ist; und daß man in Demut abwarten soll, ob nicht der Schöpfer alles Seelenhaften ein weniges von der Seele dazutut.

Und wieder muß ich an den Abend denken. Um wie viel mehr, um wie unendlich viel mehr hätte ich über Claudel sagen können, wenn es mir eingefallen wäre, einiges von dem zu erzählen, was ich damals gefühlt habe. Ich hätte es versuchen müssen; — und ich hätte nicht ein Wort hinzufügen sollen, nicht ein Wort; — vielleicht hätte sich plötzlich ein Antlitz gezeigt zwischen den gedruckten Buchstaben; vielleicht, in eines Augenblickes Dauer, hätte sich ein Herz zutiefst aufgetan. Denn der Mensch — hat er wirklich Eigenschaften? Hat er Besonderheiten, hat er Konflikte, oder sind es Aeußerungen seines Körpers, Aeußerungen seiner Umgebung, Aeußerungen der notwendigen Weltordnung? Will man ihn zusammensetzen wie eine Mosaik, indem man Tatsachen und Beziehungen wie bunte Steinchen anhäuft, eines zum andern, hunderte, tausende, — und er ist doch ein Ganzes zugleich und ein Nichts, ein undeutliches Etwas von Reaktionen, und wiederum ein Unteilbares, ein Individuum?

Dennoch habe ich es versucht. Ich habe eine eckige Mosaik hergestellt, als ein Mensch, den der Verstand plagt.

Aber indem ich nun alle Nachteile der analytischen Be-

handlung aufgezählt habe, habe ich mir das Recht erworben, auch ein Weniges zu ihrer Verteidigung hinzuzufügen.

Wenn der Analytiker von einer Neigung spricht, wird er eine Eigenschaft meinen. Wenn er von einem Konflikt oder von einem Werke spricht, wird er eine Eigenschaft meinen. Und wenn er die Geschichte eines Volkes behandelt, wird er eine Eigenschaft, oder eine Reihe von Eigenschaften meinen. Niemals aber wird er diese Neigung, diesen Konflikt, diese Vorgänge in der Geschichte für etwas Letztes ansehen, zu dem er nun Stellung nehmen müßte. Deshalb wird es nicht in Ordnung sein, von Häresie zu sprechen, wenn ich über die gallische Kirche rede.

Ich habe in meinem Aufsatze die „Mittagswende" Claudels „katholische Krise" genannt. Ich halte, als Analytiker auch den Glauben für eine Frage der psychischen Konstitution, die von Natur aus die unsere ist, und die wir der Gnade des Himmels verdanken. Aber ich meine, es gibt einen Augenblick unseres Lebens, in welchem wir dieser Gnade besonders teilhaftig werden, einen Tag, an welchem uns die Weisheit des Himmels zerreißt, durch unseren eigenen Intellekt, unsere eigenen Ideale, durch unsere Selbstliebe und unsere lächerlichen „Kenntnisse", durch alles, worin wir unsere Größe und Bedeutung sahen und was uns teuer war, damit wir mit unserer jämmerlichen Vernunft schließen und unser Schicksal der höheren Macht in die Hand legen. Da ist der Morgen, an welchem wir auf unserem Lager erwachen, jammervoll, und Gott anrufen in den Qualen unserer Reflexion. Und wir haben gesündigt, denn wir haben vom Baume der Selbsterkenntnis und des Stolzes gegessen und wir wollten uns sehen, „wie wir nackt sind" Da ist der Fluch über uns, daß wir rastlos umherschweifen und rastlos dem Tode entgegensterben, daß wir uns „mit Kummer nähren", wie im I. Buche Mosis steht, und niemals satt werden.

Unsere verdammten Psychiater nennen es „eine Neurose", und einer von ihnen, ich meine den Wiener Arzt Alfred Adler, ist nahe am Ziel gewesen, indem er diese „Krankheit" auf ein Gefühl der Minderwertigkeit und auf die Prüfungen des Himmels zurückführte; aber ich wollte, er hätte den richtigen Namen dafür gewählt; ich wollte, er hätte die Gesinnung gehabt, daß er hätte fühlen können, wie sehr positiv das ist, was er negativ nennt; ich wollte, er hätte einen kleinen Vorteil vor Gott genannt, was er einen großen Nachteil vor der Welt nannte. Sie wollen heilen, diese Psychiater? Eine Krankheit, an welcher der Patient selbst sterben will? Da es doch nur eines Aufblickes bedarf, um zu gesunden?

Nun wohl: wenn es ein Fehler ist, die Welt analytisch zu sehen, und wenn es unvollkommen ist und alles das, was ich am Eingange dieses Briefes bekannt habe: so wird es uns doch gegeben sein, Zusammenhänge zu sehen zwischen Seelenzuständen und „logischen" Gedankengängen, zwischen Seelenzuständen und Meinungen, zwischen Seelenzuständen und dieser unverrückbaren Tatsache, die wir „Glauben" nennen, deutlicher zu sehen, als andere, ja sogar deutlicher vielleicht als jene selbst, von denen es ein Teil ist. Und wenn ich sagte, „Die Mittagswende" sei eine „katholische Krise" — Claudel möge es mir verzeihen, ich liebe und verehre ihn mehr als alle anderen lebenden Dichter —, so werde ich dabei bleiben.

Niemand wird das so verstehen können, als sei Claudel erst damals Katholik geworden. Clemens Brentano soll zur Kirche übergetreten sein, nachdem er mit seinen eigenen Ohren gehört hatte, wie Sophie Mereau schreiend und in Todesagonie die Leiche seines Kindes zur Welt brachte. Ich weiß nicht, ob es wirklich eines so deutlichen Winkes bei feinfühligen Menschen bedarf; aber er hat, wenn ich nicht irre, die „Romanzen vom Rosenkranz" viel früher geschrieben,

und sich zu den rührenden Marienliedern der deutschen Volksdichtung sicherlich seit seiner Kindheit hingezogen gefühlt.

Ich habe gesagt, was ich in dieser Sache sagen mußte, und ich habe es sehr ungeschickt und sehr umständlich gesagt. Aber es handelt sich hier nicht um die Schönheit von Wendungen, sondern um die Gesinnung des Herzens.

Kleine Sämereien / von Carl Dallago

Man kann etwas auch mißverstehen, um ihm Besseres abgewinnen zu können. So habe ich vielleicht „Die drei Stufen der Erotik" von Emil Lucka mißverstanden*). Der Verfasser hält die Beweisführung seiner Entwicklungstheorien für die Hauptsache; mir erscheinen diese Theorien und daß man derlei beweisen will, als das Unbedeutende, die vereinzelten frommen Züge und Gefühlskundgebungen hingegen als das Bedeutendere im Werke, über das noch zu sagen wäre:

Sein Inhalt wurzelt zu wenig im Wesen des Verfassers, oder dieses Wesen selbst hat zu wenig Wurzelung. Auch sehe ich keinen Hauptgedanken Bestand haben. Weiters, wenn gesagt wird (nachdem man den „Liebestod" als metaphysische Form der Liebe erörtert und Percival Lowell gelesen hat): „Es wäre ein Irrtum, wollte man in dem Gedanken des Liebestodes eine Abkehr von der Weltanschauung Europas, vom Weltgefühl der Persönlichkeit sehen, und einen Sieg der kraftlosen Lehren des Ostens, die das Nichtsein über das Sein (d. h. über das gestaltete Sein) stellen", so wäre zu fragen: ob hier nicht bedenklich fehlgegangen ist? Ob nicht zuletzt jenes Nichtsein sich noch kraftvoller erweist als alles gestaltete Sein — auch hinauf bis zum Liebestod? — Und schließlich muß noch bemerkt werden: daß

*) Vgl. Heft 20, III. Jahrg.

ein Freund und Anhänger Weininger's sich niemals, sei es in welcher Weise immer, auf einen Ernst Haeckel berufen darf. (Das Ergebnis eines schöpferischen Geistes, und mag er noch so verneinend sein, steht immer unvergleichlich höher als alles, was die Kriecharbeit eines derartigen Forschers zutage fördert.)

*

Hermann Bahr hat nun fünfzig. Daß es Jahre sind, möchte man bei seinem Mangel an Selbstkritik kaum glauben. So rühmt er sich vieldeutig als „niemals und immer Derselbe", anstatt eindeutig zu bekennen, daß er „niemals und immer derselbe" Vortäuscher gewesen — sich und anderen. In der letzten Zeit empfindet er sich gar als Landschafter, dem weite Aussicht „Lebensbedürfnis" ist, und meint: „Irgendwie muß dieses Bedürfnis mein Grundverhältnis zum Leben enthalten". Noch ärger ist sein Geflunker in der „Selbstinventur". Hier erkennt er: „daß Taten und Werke, um des Geldes willen getan, nichtswürdig sind", und es gruppieren sich ihm die Menschen in „Geldesdiener" und „Gottesdiener". Dann erzählt er, wie er einmal in eine ernste Stunde kam: „. . . ich hatte zwei Nächte lang den Tod an meinem Bette stehen . . . Aber ich war noch nicht in Ordnung, ich erschrak, wie wenn einer sein Werk abliefern soll und hat es noch nicht fertig . . . und ich bat den Tod, mir noch Zeit zu lassen, und er hatte Geduld mit mir". Der Gottesdiener Bahr aber ging hin und brachte sein 7000 Kronen-Geschäft mit einem Varieté-Direktor in Ordnung. Doch Bahr ist auch voller Feindesliebe und sagt das so: „Ich habe stets meine Feinde geliebt. Ich brauche meine Feinde . . . Das Blau braucht jenes Rot, an jenem Rot erst leuchtet das Blau völlig auf. Gebt mir Feinde, damit ich an ihnen aufleuchte! In meines Herzens Herzen will ich sie hegen."

Das wäre freilich bequem; nur kann es eben nicht sein. Hier muß man jedoch Herrn Bahr, der das Glück hatte „Olbrich, Klimt und Mahler zu erleben", ein gewiß bedeutenderes Erlebnis in Erinnerung bringen: Karl Kraus. Und man staunt, wie es sich fügte: wie von einem, der vorgibt, es sei ihm „von je tief eingeprägt, Gott nicht eitel zu nennen", Gott sich auch wahrhaft nicht eitel nennen ließ und seine Schildwache stellte, die solchem Worteunfug Grenzen setzend den ganzen blauen Humbug rot herausstrich.

*

Das Hermann Bahr-Buch — so sehr es einen erschreckt durch die Vorrede des Verlegers und dadurch, daß den Bahr, der von sich behauptet: „in mir findet jeder mehr als sich selbst", auch noch der „hübsche und schmeichelhafte" Gedanke tröstet, „daß zwischen Wolga und Loire, von der Themse zum Quadalquivir heute nichts empfunden wird, das er nicht verstehen, teilen und gestalten könnte, und daß die europäische Seele keine Geheimnisse vor ihm hat" — dieses Buch hat doch sein Gutes. Man merkt: Frühere Arbeiten sind redlicher geschrieben. „Ein Sonderling" könnte vielleicht sogar in der Gesinnung bestehen, und die unbedeutende Plauderei „Die Kaiserin" bringt als Zitat einen Satz von Alexander von Warsberg, der gewiß bedeutender ist als alles, was Bahr je aus Eigenem aufgebracht hat. Er lautet: „Denn das Naturgesetz, welches überall die Wasser ins Gleichgewicht stellt, geht durch die ganze Welt und bewegt auch die moralischen Dinge, so daß sich fortwährend und in allem ein sicherer Ausgleich vollzieht und man nie ganz schuldlos ist, wenn man Ahnen hat."

Regeln für den, der in den Bergen baut / von Adolf Loos*)

Baue nicht malerisch. Ueberlasse solche Wirkung den Mauern, den Bergen und der Sonne. Der Mensch, der sich malerisch kleidet, ist nicht malerisch, sondern ein Hanswurst. Der Bauer kleidet sich nicht malerisch. Aber er ist es.

*

Baue so gut als du kannst. Nicht besser. Ueberhebe dich nicht. Und nicht schlechter. Drücke dich nicht absichtlich auf ein niedrigeres Niveau herab, als auf das du durch deine Geburt und Erziehung gestellt wurdest. Auch wenn du in die Berge gehst. Sprich mit den Bauern in deiner Sprache. Der Wiener Advokat, der im Steinklopferhans-Dialekt mit dem Bauer spricht, hat vertilgt zu werden.

*

Achte auf die Formen, in denen der Bauer baut. Denn sie sind Urväterweisheit geronnene Substanz. Aber suche den Grund der Form auf. Haben die Fortschritte der Technik es möglich gemacht, die Form zu verbessern, so ist immer diese Verbesserung zu verwenden. Der Dreschflegel wird von der Dreschmaschine abgelöst.

*

Die Ebene verlangt eine vertikale Baugliederung; das Gebirge eine horizontale. Menschenwerk darf nicht mit Gotteswerk in Wettbewerb treten. Die Habsburgwarte stört die Kette des Wienerwaldes, aber der Husarentempel fügt sich harmonisch ein.

*

Denke nicht an das Dach, sondern an den Regen und Schnee. So denkt der Bauer und baut daher in den Ber-

*) Aus dem Jahrbuch der Schwarzwald'schen Schulanstalten in Wien.

gen das flachste Dach, das seinen technischen Erfahrungen nach noch möglich ist. In den Bergen darf der Schnee nicht abrutschen, wann er will, sondern wann der Bauer will. Er muß daher ohne Lebensgefahr das Dach besteigen können, um den Schnee wegzuschaffen. Auch wir haben das flachste Dach zu schaffen, das unseren technischen Erfahrungen nach möglich ist.

*

Sei wahr! Die Natur hält es nur mit der Wahrheit. Mit eisernen Gitterbrücken verträgt sie sich gut, aber gotische Bogen mit Brückentürmen und Schießscharten weist sie von sich.

*

Fürchte nicht unmodern gescholten zu werden. Veränderungen der alten Bauweise sind nur dann erlaubt, wenn sie eine Verbesserung bedeuten. Sonst aber bleibe beim Alten. Denn die Wahrheit, und sei sie hunderte von Jahren alt, hat mit uns mehr innere Zusammenhänge als die Lüge, die neben uns schreitet.

Max Brod (II)

„Jeder Neue stellt sein Artistentum wie einen transportablen Apparat vor sich hin. Ist einer dahinter? Ist keiner dahinter?"

Meier-Graefe, 1913.

In Nr. 32 der Berliner „Aktion" hat Max Brod auf meinen Artikel im vorigen Heft des „Brenner" erwidert; es war sein gutes Recht und ich bin der Letzte, der ihm das streitig machen wollte, aber ich verwahre mich dagegen, daß er meine lauteren Absichten verdächtigt und mir Unehrlichkeit vorwirft. Er bezeichnet meine Kritik als eine „pseudonyme Verfälschung" seiner Bücher. Das ist ein raffinierter Ausdruck, denn er kokettiert mit der Vorstellung der Anonymität und läßt durch ein Hintertürchen den Vorwurf der Feigheit sich einschleichen. Dagegen erkläre ich, daß bloß die Rücksicht auf Verhältnisse, die weitab vom literarischen Gebiete liegen, allerpersönlichster Natur sind und auch Herrn Brod nichts kümmern, mich einst bewog, ein Pseudonym zu wählen; diesen meinen Autornamen aber, unter dem ich bisher publizierte, mußte ich natürlich auch in diesem Falle beibehalten, wollte ich nicht in Wahrheit hinterhältig erscheinen, und ich konnte es mit umso ruhigerem Gewissen tun, als Herr Brod jederzeit die Möglichkeit hatte, sich durch einen Blick in den „Kürschner" über mich zu orientieren; doch diese Ueberlegung paßte ihm, wie es scheint, nicht ins Konzept, und so zog er es eben vor, mit dem Begriff Pseudonym Schindluder zu treiben. Im Uebrigen nimmt er zu der altbewährten faulen Ausrede seine Zuflucht, ich hätte die Zitate aus dem Zusammenhang gerissen. Leider kann ich keine ganzen Romankapitel zitieren, aber selbst wenn dies möglich wäre, so hätten meine Ansichten über die Produktion Brods keine Erschütterung zu besorgen, denn ich muß gestehen, daß die Romane, als Ganzes betrachtet, viel eher als die Teile, daß die Stickluft z w i s c h e n den Baugliedern viel eher als diese selbst in mir den Widerwillen erzeugten. Damit ich aber von dem Vorwurf, nur Bruchstücke gegeben zu haben, freikomme, will ich hier zwei unverkürzte Gedichte folgen lassen, welche mein Urteil Lügen strafen mögen, wenn sie's imstande sind:

Vertrauter ist mir als das krause Band der Welt
Das rosa Band, das deines Hemdes Krause hält,
Und heilender als Balsamhauch an Meeresküsten
Kommt mir der Duft, der aus dem Luftschacht zwischen deinen Brüsten,
Als hätte man ein noch nicht aufgeräumtes Zimmer aufgeklinkt,
Zähe und wärmefächelnd wie aus trägzerschlafenen Betten dringt.

Diese Verse sind nicht wie die im vorigen Heft zitierten „grell, wild-erotisch", aber sicherlich „seltsam-wahr". Seltsam, weil Intimitäten ohne allgemein menschlichen Bekenntniswert nicht anders wirken können, und wahr deshalb, weil ein penetranter Schweißgeruch der Anwalt ihrer Lebensechtheit ist. Aber lassen wir das Erotische und damit das Inhaltliche, beachten wir nur das Technisch-Formale und die Konsequenz in der Durchführung der Metapher im folgenden Gedicht:

Erwartung

Hier wohnt das Mädchen. Aus dem Tor
Zieh ich mit Blicken sie hervor.
Ich sauge an dem ganzen Haus.
Nun Mädchen, komm heraus!

Sie kommt nicht! —
Da mag ich lange warten und rasen.
Und von meinen Blicken,
Die wie Pflaster ziehn und picken,
Bekam die Fassade weiße Blasen.

Worin besteht hier die dichterische Leistung? Wähnt sie sich schon damit am Ziel, daß sie einen winzigen Einfall zu einer unappetitlichen Metapher zu entwickeln versteht und ihn dann solange zu hetzen weiß, bis er unter Gestank verendet? Ich habe diesmal nichts gekürzt und doch reagiert mein Magen. Auch fand ich trotz allem Bemühen noch immer nicht den Gemütsanteil, den ich dem Brod'schen Werke unterschlagen haben soll. Ich muß vielmehr in allen Punkten auf meiner Ueberzeugung beharren und kann nicht einmal zugeben, ich hätte Dialektausdrücke wie etwa „darüber bin ich heraus" nicht als solche erkannt; ich habe sie gewiß erkannt, nur mußte ich sie meistens dem Autor zur Last legen, weil z. B. das oben angeführte Zitat in einer Novelle vorkommt, deren Dialog sich wohl in einem lässigen Deutsch, aber nie im Dialekt bewegt. Und das von mir beanständete Wort:

„Erziehen ist: in das Leben jemandes hereintreten", wird sogar von einem Herzog von Thrazien ausgesprochen; ich muß also in diesem Falle annehmen, daß es sich um den thrakischen Dialekt handelt, dann allerdings ist der Autor entlastet und der Jargon agnosziert.

Daß Brod ferner der Meinung ist, ich hätte die technische Kritik nicht in seinem Sinn gehandhabt, ficht mich weiter nicht an, weil ich die technische Kritik zur Beurteilung eines Schriftstellers für unzulänglich halte und dies in meinem Aufsatz deutlich genug gesagt zu haben glaube. So kompliziert ist Brod nicht, daß er in seinen Gedankengängen mißverstanden werden könnte; seine Bemühungen um das Antiromantische, das Gewöhnliche, ja das Banale habe ich nie übersehen; auch was an künstlerischen Absichten um seine „Jüdinnen" und seinen „Arnold Beer" kreist, ist mir sonnenklar, aber das Reportertum der Banalität scheint mir eben zu wenig zu sein, denn für mein Empfinden ist der Künstler mehr als ein Notizen- und Impressionenjäger. Fixigkeit wird nie die Persönlichkeit ersetzen können und Beweglichkeit nie jenes Feuer erzeugen, in dem man ein individuelles Erlebnis glühen und härten und in ewige Formen schmieden kann. Der Streit ging bei mir viel weniger um das Können als um das Sein, und damit liegt die technische Kritik, weil es sich um die allerletzten künstlerischen Fragen handelt, weit hinter mir. Wieviel Welt einer in sich hat, das ist mein Maßstab für Künstlerschaft. Bei Brod aber habe ich immer nur die Kleinseite entdeckt. Er hat bloß drei gute Gedichte geschrieben („Die Grube", „Eisenbahnfahrt" und „Steine; nicht Menschen"); alle anderen muten einen an „als hätte man ein noch nicht aufgeräumtes Zimmer aufgeklinkt", und zwar ein Zimmer, das nie aufgeräumt sein wird. Dort wohnt ein Talent, das sich einbildete, es könne die Welt umfassen, und nun erfahren muß, es sei nie über die menschliche Notdürftigkeit hinausgekommen, ein Lyriker, dem die Andacht fehlt und die heilige Mania, die aus der Zeit den Sprung ins Zeitlose wagte. Es geht ein unnatürlicher Riß durch sein Schaffen, wenn er sich in das Bekenntnis verrennt „Werk und Theorie des Dichters bestehen von einander unabhängig"; denn eben damit ist ja das Unorga-

nische und Wurzellose, das Akzidentelle seiner Kunst gekennzeichnet (das Sportliche, wie ich es genannt habe). In diesem Punkte ist er sich durch alle Wandlungen hindurch gleichgeblieben, hat immer über die Welt bald mehr bald minder appetitlich räsoniert und sie damit zu deuten geglaubt. Aber vor dem Richterstuhl der Kunst gilt die Ausrede nicht: „Unsere Kultur ist an einem so trostlosen Punkt angelangt, daß dem fühlenden Herzen alles Aeußere füglich einerlei sein kann. Ob geschmacklos oder nicht, ob grell oder fein: die auf mich heute eindringende, industrielle, Welt kann sich nimmermehr zu einem Ganzen gestalten." Gewiß nicht, wenn ein saft- und kraftloser Indifferentismus, eine Gallertphilosophie, uns voranschreiten möchte und in der peinlichen Aufzeichnung aller Geschmacklosigkeiten eine neue Geschmacklosigkeit begeht. Ich glaube auch nicht an die „Ekstasen", die „nach innen gekehrt" eine bessere Zeit erwarten möchten, denn es gibt eine Grenze, wo man das Recht, Ekstasen zu haben, fürs ganze Leben verwirkt, und diese Grenze hat Brod in den folgenden Versen, die hier für sein geradezu pantheistisches Naturgefühl Zeugnis ablegen mögen, weit überschritten; denn er singt:

„Früh, die Milch in warmer Flasche,
Sieht man uns zum Walde schreiten.
Der Briefträger lacht vom Weiten,
Gräbt unsre Post aus der großen Tasche.

Wie gut nimmt sich auf Moos gelegt,
Ein Geschäfts- oder Redaktionsbrief aus.
Gegrüßt, wer treu uns Liebe hegt,
Und wie lacht man den Kritiker aus.

Wer da lachen kann, den bemitleide ich! Hier ist die Stelle, wo eine Kloake wie ein Schleimfaden sich durch die Natur zieht, wo Mutter Erde die Hände ringt, aber nicht mehr zu uns kann, weil Gras und Moos unter Geschäfts- und Redaktionsbriefen begraben sind. Und der das geschrieben hat — ein Antipoet —, wagt es, mich einen unehrlichen Fälscher zu nennen und meinem gerechten Zorn mit gemeinen Verdächtigungen nahezutreten. Derselbe Mensch, der mein Pseudonym beanständete, um meine Arbeit in Mißkredit zu bringen, schreibt augenzwinkernd, ich dürfe nicht „statt von rechtlichem Schönheitstrieb von der Inspiration

eines gewissen Wiener Kaffeehaustisches beflügelt sein". Was soll diese Verdächtigung? Warum erstirbt dem Pseudonymenhasser im entscheidenden Moment ein Name auf den Lippen? Sollte er sich erinnert haben, daß ich mich einmal im Gefühl tiefinnerster Dankbarkeit zu Karl Kraus bekannte, und hat ihn diese Tatsache etwa auf die Spur eines gewissen Wiener Kaffeehaustisches geleitet? Nun, so sei es gesagt, daß allerdings derselbe Imperativ, der mich zu jenem Bekenntnis trieb, auch meinen Willen beflügelte, auszusprechen, was ich gegen die Werke Max Brods auf dem Herzen hatte. Das war aber nichts anderes als eine zweifache Anerkennung des einen absoluten künstlerischen Wertes. Wer es wagt, zwischen diesen beiden Tatsachen einen anderen Konnex herzustellen, verdient umso eher ein Verleumder genannt zu werden, als ich Karl Kraus persönlich gar nicht kenne, nie mit ihm gesprochen habe und auch sonst in keinerlei Verbindung mit ihm stehe. Max Brod, der diese Verdächtigung zum Angelpunkt seiner Entgegnung machte, hat sich damit selbst gerichtet. Ich aber bin enttäuscht und schäme mich, einen so kleinen Gegner bekämpft zu haben, der von seinen eigenen Argumenten aus dem Weg geräumt wird und mir so gar nichts mehr zu tun übrig läßt. Es kann mich nur der eine Gedanke trösten, daß es künftig niemand mehr nötig haben wird, die zahlreichen Romane, Gedichte, Zeitungs- und Zeitschriftenaufsätze Brods zu lesen, um seine Individualität kennen zu lernen, sondern daß es genügen dürfte, durch jene Löcher zu blicken, die wir Beide — Brod nicht minder als ich — in das Bild eines wohlakkreditierten Dichters gemacht haben.

Ulrik Brendel.

Kurt Wolff Verlag, Leipzig

Georg Trakl
Gedichte

Geh. M. 1.60 (K 2.—), geb. M. 2.50 (K 3.—)

DIE FACKEL
HERAUSGEBER KARL KRAUS

* * *

Inhalt der dreifachen Nummer 381 / 382 / 383:

Glossen / Notizen / Der Dank des Rudolf Hans Bartsch
Ein gut erhaltener Fünfziger / Erfahrung
Glossen / Nachts

Sämtliche Beiträge von Karl Kraus

* * *

Die „Fackel" erscheint in zwangloser Folge (2—3 mal im Monat) und kostet für 18 Nummern portofrei bei direktem Bezug durch die Administration K 4.50 (Mk. 4.—). Preis der Einzelnummer 30 h (30 Pf.), der Doppelnummer 60 h (50 Pf.)

VERLAG „DIE FACKEL" / WIEN III., Hintere Zollamtsstraße 3

HELLERAUER VERLAG

PAUL CLAUDEL
VERKÜNDIGUNG

Deutsch von J. Hegner

2. Auflage, geheftet Mk. 3.—, in Leinen Mk. 4.—

THOMAS MANN: Ich beendige in tiefer Bewegung die Lektüre von Claudels „Verkündigung". Das ist wundervoll — das stärkste dichterische, überhaupt künstlerische Erlebnis, das mir seit Jahren beschieden war.

EMIL STRAUSS: Er hat seiner Zeit sein Drama wie ein Gebirge in den Weg gestellt, das sie muß ersteigen können, wenn sie weiter will.

MARTIN BUBER: „Sieben Tage", sagt Hamann von den Urahnen, „im Stillschweigen des Nachsinnens oder Erstaunens saßen sie; — und taten ihren Mund auf — zu geflügelten Sprüchen". Wir haben einen solchen Menschen in unserer Mitte: Claudel. Er ist wie jener Mönch zu Afflighem, der 16 Jahre schwieg; aber als in seinem Kloster ein Brand ausbrach, rief er die Flamme an — und sie hielt inne.

DER BRENNER (W. HAAS): Kein Deutscher, seit den christlichen Liedern des Novalis, hat diesen innigen Ausdruck im Herzen . . .

HELLERAU BEI DRESDEN

ZUR BEACHTUNG

Die Hefte 18, 19 und 20 des dritten Jahrgangs, enthaltend die „Rundfrage über Karl Kraus", sind bis auf einen ganz geringen Restbestand vergriffen; sie können daher nicht mehr einzeln, sondern nur bei Nachbezug des ganzen Jahrgangs abgegeben werden.

STUDIEN ÜBER KARL KRAUS

CARL DALLAGO
Karl Kraus, der Mensch

LUDWIG VON FICKER
Notiz über eine Vorlesung von Karl Kraus

KARL BORROMÄUS HEINRICH
Karl Kraus als Erzieher

Mit einer Zeichnung von Max von Esterle

74 Seiten. Preis K. 1.20 (Mark 1.—)

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

URTEILE ÜBER DEN BRENNER

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen Heften der im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. . . . Im Ganzen ist „Der Brenner“ eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. . . .

Karl Kraus in der „Fackel“: . . . Daß die einzige ehrliche Revue Oesterreichs in Innsbruck erscheint, sollte man, wenn schon nicht in Oesterreich, so doch in Deutschland wissen, dessen einzige ehrliche Revue gleichfalls in Innsbruck erscheint.

Heinrich Mann . . . Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind.

Wilhelm Schmidtbonn: . . . Nicht nur über den schönen Aufsatz, der meinem Drama „Der Graf von Gleichen“ galt, habe ich mich gefreut, sondern auch die freie Art und der Reichtum Ihrer Zeitschrift hat mir eine große Freude gebracht. Ich spüre darin die alte Kraft der Berge und den Wind, den ich in meinem Innsbruck so lieb gehabt. Es gibt kaum in unserem Deutschland eine Zeitschrift so mannhaft und zugleich von einer so goldenen, heiteren und fruchtkräftigen Besonnenheit, wie sie z. B. aus Ihrem Mitarbeiter Carl Dallago spricht . . .

Pester Lloyd . . . . . Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt, daß sie ihm gewachsen ist. . . . Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Der Bund (Bern) . . . So oft uns die Zeitschrift „Der Brenner“ zugeht, müssen wir uns immer wundern, gerade in einer im heiligen Land Tirol (in Innsbruck) erscheinenden periodischen Veröffentlichung einer kühnen Drauflosgängerei in allen Fragen der Poesie, der Philosophie und des Lebens zu begegnen, wie man solche vorurteilslose Freiheit des Denkens und der Diskussion sonst nur in mutigen Kampfblättern von Weltstädten wie in Berlin, Wien oder Paris antrifft. . . .

La Voce (Florenz) Rivista d'avanguardia, senza colore politico, fatta da giovani. La sua nota dominante: sincerità . . . Bisogna leggere il „Brenner“ per sapere che cosa sia vivo nell' Austria intellettuale d'oggi.